Luzern, Freitag — Nº 218 — 17. September 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

— Abonnementspreise: —

Bezugs-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Bei d. Exped. od. Ablageabholt	Fr. –.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Austragerinnen . .	„ –.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post . . .	„ –.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
Franko durch die Post mit Zustellung ins Haus . . .	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
Bei Wochenversendung . . .	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—
Bei täglicher Zusendung . . .	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

— Insertionspreise: —

Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:

Lokal-Inserate	10 Cts.
Kleiner Anzeiger 10 Cts., Wiederholungen	8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau	12 „
Uebrige Schweiz . . . 15 Cts., Ausland	20 „

Inserate mit Vorschrift: „Unmittelbar unter dem Textteil zu plazieren" werden mit 20% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.

Preis der Reklame-Zeile (Petit-Schrift): 1 Fr.

Redaktions-Büreau: Baselstraße Nr. 11 — Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage „Wöchentliche Unterhaltungen" und „Illustrierte Luzerner Chronik".

Expedition: Hauptbüreau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt. Pilatusstr. Teleph.-Nr.: 985 409 1596

Hiezu Nr. 38 der „Luzerner Chronik".

Sozialdemokratischer Parteitag.

Gr. Leipzig, 13. September. nachm. (Schluß.)

Ein Antrag Breslau verlangt die Herausgabe einer Broschüre über die Wirkungen der Reichsfinanzreform. Diese Broschüre soll populär gehalten und für die Agitation bestimmt sein. Der Parteivorstand bereitet eine ausführliche Darstellung der Entstehung der Reichsfinanzreform vor; aus diesem Grunde wurde nach längerer Diskussion der Breslauer Antrag abgelehnt.

Redaktor Nottebohm aus Dortmund stellte den Antrag, den Parteivorstand zu beauftragen, baldigst die Vorbereitungen zur Errichtung einer besondern literarischen Abteilung in die Wege zu leiten, deren Aufgabe die Herausgabe und bessere Ausgestaltung der Parteikorrespondenz, ferner die Bearbeitung und schematische Herausgabe von Flugblättern und Broschüren und die Einrichtung einer Zentralbibliothek sein soll.

Der Antragsteller begründete seinen Antrag mit den ähnlichen Einrichtungen des Katholischen Volksvereines und des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Parteisekretär Müller (Berlin) stimmte dem zu; der Katholische Volksverein habe es bedeutend weiter gebracht. Aber die Sozialdemokratie sei vielgestaltiger als der Volksverein. Die Anfänge zu der literarischen Abteilung seien bereits im Preßbüreau vorhanden.

Der Antrag wurde dem Parteivorstande überwiesen.

Der Parteitag beschäftigte sich sodann mit einer Reihe von Anträgen, die sich gegen den Schnapsgenuß richten. Die von Löbe namens der Breslauer Parteigenossen beantragte Resolution wurde einstimmig angenommen; sie lautet:

„Die von der agrarisch-klerikalen Reichstagsmehrheit beschlossene Erhöhung der Branntweinsteuer bezweckt, einen großen Teil der durch die wahnsinnige Rüstungspolitik verursachten Kosten auf die Schultern der Aermsten zu legen. Zugleich soll durch die Aufrechterhaltung der Kontingentierungspolitik auch ferner den Großgrundbesitzern auf Kosten der Branntweintrinker ein Extraprofit von über 50 Millionen Mark zugewandt werden. Um dieser verbrecherischen Auswucherung zu begegnen und zugleich dem durch den Branntweingenuß verursachten und geförderten körperlichen und moralischen Elend entgegen zu wirken, werden alle Parteigenossen und Arbeiter aufgefordert, den Branntweingenuß zu vermindern. Die Parteiorganisationen werden aufgefordert, diesen Beschluß zur Durchführung zu bringen."

Darauf referierte Singer über den im nächsten Jahre in Kopenhagen stattfindenden internationalen Sozialistenkongreß. Es wird vorgeschlagen, den Kongreß zur Hälfte aus politisch Organisierten und zur Hälfte aus Gewerkschaftsmitgliedern zu beschicken. Der Parteitag beschloß in diesem Sinne.

Dann wurden die Weiterverhandlungen auf Dienstag vertagt.

14. September.

Zu Beginn der heutigen Sitzung, als eben der Reichstagsabgeordnete Ledebour sein Referat über die parlamentarische Tätigkeit begonnen hatte, erschien der Vorsitzende des Parteivorstandes August Bebel und wurde mit langanhaltenden Bravos und Händeklatschen begrüßt. Der Referent trat dem Vorwurf entgegen, daß die Fraktion so wenig praktische Erfolge erzielt habe. Die Gelegenheit zu einer Aenderung der Verfassung war so günstig wie nie zuvor; aber die bürgerlichen Parteien haben die Sozialisten schmählich im Stich gelassen. Es sei öfter vorgekommen, daß die Sozialdemokraten Anträge einbrachten, die von der bürgerlichen Mehrheit abgelehnt wurden. Die gleichen Anträge, in modifizierter Form von den bürgerlichen Parteien eingebracht, werden dann angenommen, und es werde dann das Märchen verbreitet, die Sozialdemokratie leiste keine praktische Arbeit. Es zeuge von geringem parlamentarischen Verständnis, wenn ein solcher Vorwurf in den eigenen Reihen Widerhall finde. Wir haben nicht erfolglos gearbeitet; die Resultate der Nachwahlen haben das bewiesen. Deutschland ist kein parlamentarischer Staat, sondern eine Filiale, eine Nebenregierung Preußens. Was Preußen ist, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. (Rufe: Sehr richtig!) „Preußen ist ein unter der Diktatur der Junker stehender büreaukratisch regierter Staat, und die bürgerlichen Parteien haben sich damit abgefunden. Im Nebenamt betreibt der preußische Ministerpräsident die Reichsregierung." Das wirke natürlich auf das parlamentarische Verhältnis im Reiche. Nur durch grundsätzliche Opposition gegen das ganze Regierungssystem könne die Sozialdemokratie das Vertrauen des Volkes erwerben. (Lebhafter Beifall.)

Es wird dann beschlossen, die Anträge, die sich mit den württembergischen Hofgängern beschäftigen, besonders zu behandeln.

Zu dem Punkte „Parlamentarischer Bericht" beantragte der 5. sächsische Kreis, die Reichstagsfraktion möge für eine gleichmäßige Einteilung der Reichstagswahlkreise eintreten. Der 4. sächsische Kreis verlangt die dreijährige Legislaturperiode. Müller, Hamburg, beantragte eine Resolution, die Reichstagsfraktion zu veranlassen, die Reichsregierung aufzufordern, die seemännische Gesetzgebung fortschrittlicher zu gestalten und namentlich zu verlangen eine durchgreifende Revision der Seemannsordnung, schärfere staatliche Aufsicht des gesamten Schiffahrtsbetriebes, Errichtung eines Reichsschiffahrtsamtes und Schaffung von See-Schiffengerichten und Arbeitsämtern für den Schiffahrtsbetrieb.

Wagner aus Braunschweig bemerkte: Es sei verwerflich gewesen, um das Prinzip der Erbschaftssteuer zu retten, 400 Millionen indirekte Steuern zu bewilligen. „Die Steuern, die Bülow mit dem Block machen wollte, waren eine hinterlistige spitzbübische Heuchelei." Die Reichstagsfraktion hätte Obstruktion treiben, im Lande Demonstrationen veranstalten sollen. (Zurufe.) Sie sagen, das hätte nichts geholfen; aber die diplomatische Politik im Reichstage hat auch nichts geholfen. (Heiterkeit und Widerspruch.) Wir verlangen weniger diplomatische und mehr propagandistische Taktik. (Beifall.) Dr. Südekum: Wir haben den Sturz der Blockmehrheit herbeigeführt; wir haben besonders gefährliche Steuern, wie die Verkehrssteuer und das Branntweinmonopol, abgewehrt, und wir haben aufs neue die Massen aufgerüttelt. Wir haben unter gegebenen Umständen das getan, was zu tun war. Abgeordneter Hoch aus Hanau erklärt: „Wir haben in der Fraktion selbst nicht gewußt, wie wir zuletzt über die Erbschaftssteuer stimmen werden. (Widerspruch.) Ich behaupte, die Stoßkraft der Partei hat darunter gelitten, daß wir uns nicht vornherein festgelegt haben!" (Beifall und Widerspruch.) Abgeordneter Dr. David: Die Erbschaftssteuer steht in unserem Programm. Hätte sich die Fraktion bei der ersten Lesung festgelegt, so hätte sie eine Eselei begangen. (Sehr richtig!) Der Sinn des Beschlusses war: Der vorgelegte Entwurf einer Erbschaftssteuer entspricht nicht unseren Wünschen; aber sehen wir, was wir daraus machen können. Deshalb haben wir unsere definitive Stellungnahme bis zur dritten Lesung offen gelassen. Die Stimmung war aber, voraussichtlich würde die Fraktion in der dritten Lesung dafür stimmen. Wenn wir gegen die Erbschaftssteuer gestimmt hätten, wie wäre dann unsere Situation draußen im Lande geworden? Man würde sagen: Ihr habt ja selbst gegen die Erbschaftssteuer gestimmt, zusammen mit Junkern und Pfaffen! Das wäre eine charmante Situation gewesen! Es ist ja schon schlimm genug, daß die Hoch, Stadthagen und Emmel uns immer wieder vorgehalten werden (Stürmischer Beifall.)

Geyer, Leipzig: Die Partei kann nie und nimmer den Skandal auf sich nehmen, einem solchen verhunzten Gesetz zuzustimmen. (Zu den Revisionisten): „Wenn man die Erbschaftssteuer annehmen wollte, so ist das Wahlpolitik aber keine prinzipielle Politik." (Zuruf des Abgeordneten Südekum.) Redner zu Sü-

Feuilleton.

4)

Röschen Rhode.

Eine Sommergeschichte von Karl Busse.

Nachdruck untersagt

„Oh" Sie ließ plötzlich den Strumpf sinken und sah ihn lange an. Ihr Gesicht ward ganz rot darüber. Und mit einemmal nahm sie seine Hand und sagte: „Ich wollte Ihnen nicht wehe tun, glauben Sie mir das doch, Herr Schenk! Ich dummes Mädel sag' das nur alles so heraus; nein, da möcht' ich mich am liebsten gleich selber backpfeifen. Und so dürfen Sie nie wieder sprechen, bitte, bitte."

Er hatte schon lange verlegen gesucht, seine Hand aus der ihren zu ziehen. Aber sie hatte einen guten Griff und hielt sie fest. „Nicht wahr? Sie Dummheit tragen Sie mir nicht nach; es war ganz gewiß nicht mit Absicht geschehen."

Nun wurde er aber rot.

„Unsinn", knurrte er. „Der alte Esel bin ich ja gewesen, nicht Sie. Haben Sie denn nicht recht? Ich bin eben ein unleidlicher Neidhammel oder meinetwegen auch Stamel, wenn das schöner klingt. Wahrhaftig, das bin ich! Aber wenn man so ein Ding mit sich herumschleppt seit dem ersten Tag, dann hält man's für eine persönliche Beleidigung, daß schlanke Menschen hübscher gefunden werden. Miserabel ist das, gar nicht zu reden. Ja, überhaupt ich — na, mit mir ist nicht viel Staat zu machen. Das werden Sie schon noch merken."

Sie wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. Endlich sagte sie, noch immer rot: „Und Sie haben . . . haben das von Kindheit an?" Fügte jedoch gleich ängstlich hinzu: „Oder ist es Ihnen unangenehm, davon zu reden?"

Er schüttelte den Kopf.

„Na, sehen Sie, offen gestanden. Wenn mir einer nie etwas sagt darüber und so tut, als merke er nichts, — haha, dann fühl' ich mich scheußlich bedrückt, ja. Und deshalb sprech' ich sogar gern darüber, solch ein Kunde bin ich, da sehen Sie! Und dieses Ding, das ich da mit mir herumschleppe, ist gleich mit mir geboren worden. Also müßt' ich's doch längst verschmerzt haben. Eigentlich hab' ich's ja auch, nur manchmal . . ."

„Solche Kinder", warf Röschen nachdenklich hin, „haben doch die Eltern immer am liebsten."

Er lachte etwas verbittert auf.

„Ja, nicht wahr, das sollten sie. Aber meine Mutter hat mich nie recht leiden mögen und ist auch früh gestorben. Und der Vater stürzte schon vor meiner Geburt von einem Neubau. Da bin ich bald ins Waisenhaus gekommen."

„Wir sind in unserem Schicksal gar nicht so verschieden", nickte sie. Es war etwas in ihrer Stimme, als wollte sie ihn trösten.

„Wir?" knurrte er. „Waren sie im Waisenhaus? Haben Sie die graue Uniform getragen? Ach, Sie reden, weil Sie's nicht besser verstehen."

Der Buckligr sah Röschen fast ingrimmig an, daß sie in der traurigen Kindheit mit ihm konkurrieren wollte. Aber bald ärgerte er sich über seine Heftigkeit und rieb mit der Kante seines Buches kopfschüttelnd gegen den Tisch.

„Sie haben's hier doch gut. Ihre Arbeit gefällt Ihnen; gehungert haben Sie nie; hübsch und lustig sind Sie, gesund auch. Ihre Zukunft ist gesichert, nicht wahr? — Also was wollen Sie denn? Aber ich? Mit Freitischen und Freischule durchs Gymnasium, immer Anzüge an, die ich von Familien bekam, entweder zu lang oder zu kurz und daneben abgetragen, daß sie nur so schillerten. Und gestoßen von allen, erst immer verhöhnt wegen des Buckels, stinder wissen das ja nicht besser, und dann über die Achseln angesehen, weil ich nichts mitmachen konnte — der Prügeljunge für die Lehrer und die Schüler — prost Mahlzeit, das nennen Sie ein ähnliches Schicksal, nicht wahr? Nach draußen kam ich ja überhaupt nicht. Denn ich mußte in meiner nie geheizten Bude sitzen und Aufsätze schreiben für die andern, das Stück fünfzig Pfennig, und jeder kostete zwei gute Stunden. Oder ich gab Nachhilfestunden diesem Sextaner und jenem Quintaner, und mußte einen Krakhuß machen, wenn ich außer den paar Pfennigen noch eine Tasse Kaffee extra bekam."

Sie arbeitete längst nicht mehr. Ohne ihn anzusehen, starrten ihre Augen geradeaus. Er hatte das Buch, mit dem er gegen den Tisch geschlagen, aus der Hand gelegt und blickte halb trotzig vor sich hin. Sie bemerkte nicht, wie die Sonne über den Maiglöckchen lag, wie durch das Jaunwerk gravitätisch ein Starmatz spazierte und mit seinem gelben Schnabel nach ein paar Körnchen picke, wie hoch über ihnen ein Fischreiher dem sich drüben verbreiternden Flusse zuruderte.

„Sonst", begann das Mädchen, als fahre sie nur in ihren Gedanken fort, „frag' ich mich immer, wozu etwas gut ist. Aber das ist hier wohl nicht möglich."

„Fragen Sie nur", brummte er halb für sich. „Ja, wozu ist ein Höcker gut? Ein Stamel braucht ihn noch, da dient er dem Reiter zur Stütze. Aber ich? Wird Ihnen wohl schwer fallen, mir Gottes Güte daran klarzumachen."

„Pfui!" redete sie und ihre Augen zürnten einen Moment. „Wir können Sie so etwas über die Lippen bringen? Sie müßen nur recht fest an den lieben Gott glauben und zu ihm beten. Er weiß schon, weshalb er Ihnen die Prüfung schickt. Sie wären vielleicht sonst kein so guter Mensch geworden."

„So fest glauben Sie", sprach er halb erstaunt. „Ich wußte gar nicht, daß es das noch gibt." Aber dann, nach einer Pause, fuhr er in seiner ironischen Art auf: „Wer sagt Ihnen denn, daß ich gut bin? Ich und Prüfsteln und Bessermacher, das ist nun Hunderabel, neidisch, schlecht, erstickt alle guten Eigenschaften."

Sie schüttelte nur den Kopf, sagte jedoch nichts darauf. Er folgte mit den Blicken ihren fleißigen Händen, die sich jetzt so hastig regten, als müßten sie etwas Versäumtes nachholen.

Vom Hofe krähte die Rosenkönigin. Man hörte nicht recht, zu wem sie sprach.

„Jetzt hab' ich's", sagte Röschen Rhode mit einemmal, „wenn man so viel Unglück gehabt hat, dann freut man sich auch um so leichter über Kleines, denn man ist ja dann nicht verwöhnt. Und wenn man dann einmal wirkliches Glück hat, dann ist man gleich viel glücklicher darüber als die, denen es immer gut ging."

„Wenn man Glück hat — ja. Aber Sie wissen doch, daß es Menschen gibt, an denen alles vorbeigeht? Die sogenannten Pechvögel. Was hab' ich denn heut? Sie sehen ja, worhin mit dem Eichkätzchen. Man wird so verrückt sentimental, was gar nichts nützt ist, und